

sagte Gayde die Hand von Monte Christo küßend, „und ich bin sehr glücklich, daß ich Dir gehöre.“

Albert war ganz betäubt von dem, was er vernommen hatte.

„Leeren Sie Ihre Tasse,“ sagte der Graf zu ihm; „die Geschichte ist beendigt.“

Viertes Kapitel.

Man schreibt uns von Janina.

Franz verließ das Zimmer von Noirtier so schwankend und so verwirrt, daß Valentine selbst Mitleid mit ihm bekam.

Billefort, der nur einige Worte ohne Folge gesprochen hatte und in sein Cabinet entflohen war, erhielt zwei Stunden nachher folgenden Brief:

„Nach dem, was mir diesen Morgen geoffenbart worden ist, kann Herr Noirtier von Billefort nicht annehmen, es sei eine Verbindung zwischen seiner Familie und der von Herrn Franz d'Epinau möglich. Herr Franz d'Epinau denkt mit Schrecken daran, daß Herr von Billefort, der die an diesem Morgen erzählten Ereignisse zu kennen schien, ihm nicht in diesem Gedanken zuvorgekommen ist.“

Wer den Staatsbeamten unter diesem Schlage hinsinken gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß er eine Ahnung davon gehabt; er dachte auch in der That nie daran, sein Vater könnte die Offenherzigkeit, oder vielmehr die Rohheit so weit treiben, daß er eine

solche Geschichte erzählen würde. Allerdings hatte sich Herr Noirtier, der sich über die Meinung seines Sohnes mit Verachtung wegsetzte, nie die Mühe genommen, die Begebenheit in den Augen seines Sohnes aufzuklären, und dieser war stets der Meinung gewesen, den General von Duesnel oder der Baron d'Epinau, je nachdem man ihn nach dem Namen, den er sich gemacht, oder nach dem, welchen man ihm gegeben, nennen will, sei ermordet und nicht auf loyale Weise im Zweikampfe getödtet worden.

Dieser so harte Brief eines bis dahin ehrfurchtvollen jungen Mannes war tödtlich für den Stolz von Billefort.

Kaum befand er sich in seinem Cabinet, als seine Frau eintrat.

Der Abgang des von Herrn Noirtier gerufenen Franz hatte Jedermann dergestalt in Erstaunen gesetzt, daß die Lage von Frau von Billefort, welche mit dem Notar und den Zeugen allein geblieben war, jeden Augenblick peinlicher wurde. Da faßte Frau von Billefort einen Entschluß und entfernte sich mit der Bemerkung, sie würde Nachricht einziehen und wieder zurückkommen.

Herr von Billefort beschränkte sich darauf, ihr zu sagen, in Folge einer Erklärung zwischen ihm, Herrn Noirtier und Herrn d'Epinau sei die Heirath von Basentine mit Franz abgebrochen.

Es war schwierig, dies den Wartenden mitzutheilen; als Frau von Billefort zurückkehrte, sagte sie auch nur, Herr Noirtier habe am Anfang der Besprechung eine Art von Schlaganfall gehabt, und die Unterzeichnung des Vertrags werde natürlich dadurch um einige Tage verschoben.

Diese Nachricht, so falsch sie auch war, kam so sonderbar nach zwei Unglücksfällen ähnlicher Art, daß sich die Zuhörer erstaunt anschauten und entfernten, ohne ein Wort zu sagen.

Zugleich glücklich und erschrocken, umarmte Valentine den schwachen Greis, der auf diese Art mit einem Schlage die Kette zerbrochen hatte, die sie bereits für unauflöslich hielt, dankte ihm, und bat ihn sodann um Erlaubniß, sich zu ihrer Erholung in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen, was ihr der Greis mit dem Auge bewilligte. Doch statt in ihre Wohnung hinauf zu gehen, eilte Valentine, sobald sie die Thüre von Herrn Noirtier wieder zugemacht hatte, durch den Gang und von da durch die kleine Thüre in den Garten. Inmitten aller der Ereignisse, welche sich auf einander gehäuft, hatte ein dumpfer Schrecken beständig ihr Herz zusammengepreßt. Jeden Augenblick erwartete sie Morrel bleich und drohend, wie den Laird von Ravenswood bei dem Vertrage von Lucie von Lammermoor, erscheinen zu sehen.

Es war in der That Zeit, daß sie zu dem Gitter kam. Vermuthend, was vorgehen würde, als er Franz mit Herrn von Billefort den Kirchhof verlassen sah, war er ihm nachgefolgt; nachdem er ihn hatte in das Haus hineingehen sehen, bemerkte er auch, daß er wieder herausging und bald mit Albert und Chateau-Renaud zurückkehrte. Es gab für ihn folglich keinen Zweifel mehr. Er warf sich in sein Gehege, bereit für jedes Ereigniß und fest überzeugt, Valentine würde bei dem ersten freien Augenblick, den sie erhaschen könnte, zu ihm eilen.

Er täuschte sich nicht; sein an die Bretter gedrücktes Auge sah wirklich das Mädchen erscheinen, welches ohne eine von den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, nach dem Gitter lief.

Mit dem ersten Blicke, den Maximilian auf sie warf, war er beruhigt; bei dem ersten Worte, das sie sprach, hüpfte er vor Freude.

„Gerettet!“ sagte Valentine.

„Gerettet!“ wiederholte Morrel, der kaum an ein solches Glück glauben konnte, „doch durch wen gerettet?“

„Durch meinen Großvater. Oh! liebe ihn sehr, Maximilian!“

Morrel schwur, den Greis von ganzer Seele zu lieben, und es kostete ihn nichts, den Schwur zu leisten, denn in diesem Augenblick begnügte er sich nicht damit, ihn wie einen Freund, oder wie einen Vater zu lieben, er betete ihn an, wie einen Gott.

„Doch wie hat sich das gemacht?“ fragte Morrel; „was für ein seltsames Mittel hat er angewendet?“

Valentine öffnete den Mund, um Alles zu erzählen; doch sie bedachte, daß im Grunde von dem Allem ein furchtbares Geheimniß lag, das nicht ihrem Großvater allein gehörte.

„Später werde ich Dir Alles erzählen,“ sagte sie. „Wann dies?“

„Wenn ich einmal Deine Frau bin.“

Dies hieß das Gespräch auf ein Kapitel bringen, das Morrel leicht Alles verstehen ließ; er verstand sogar, daß er sich mit dem, was er wußte, begnügen sollte, und das war genug für einen Tag. Er willigte jedoch erst auf das Versprechen, Valentine am andern Abend wiederzusehen, ein, sich zu entfernen.

Valentine versprach Alles, was Morrel haben wollte. Alles hatte sich in ihren Augen geändert, und es war ihr nun natürlich minder schwer, zu glauben, sie würde Maximilian heirathen, als eine Stunde vorher, zu glauben, sie würde Franz nicht heirathen.

Frau von Billefort war mittlerweile zu Herrn Noirtier hinaufgegangen.

Noirtier schaute sie mit dem strengen, düstern Auge an, mit dem er sie gewöhnlich empfing.

„Mein Herr,“ sagte sie zu ihm, „ich brauche Ihnen nicht mitzutheilen, daß die Heirath von Valentine abgebrochen ist, denn der Bruch hat hier stattgefunden.“

Noirtier blieb unempfindlich.

„Doch, was Sie nicht wissen,“ fuhr Frau von

Billefort fort, „ist der Umstand, mein Herr, daß ich stets gegen diese Heirath gewesen bin, welche wider meinen Willen geschlossen werden sollte.“

Noirtier schaute seine Schwiegertochter wie ein Mensch an, der eine Erklärung erwartet.

„Da nun diese Heirath, welche Ihnen, wie ich weiß, so sehr widerstrebte, abgebrochen ist, so komme ich, um bei Ihnen einen Schritt zu thun, den weder Herr von Billefort, noch Valentine thun können.“

Die Augen von Noirtier fragten, worin dieser Schritt bestünde.

„Ich komme, um Sie zu bitten, mein Herr,“ fuhr Frau von Billefort fort, „denn nur ich, der nichts davon zukommen wird, bin hiezu berechtigt, ich komme, um Sie zu bitten, Ihrer Enkelin, ich sage nicht Ihre Günst, sie hat sie stets gehabt, sondern Ihr Vermögen zufließen zu lassen.“

Die Augen von Noirtier blieben eine Zeit lang unerschlossen: er suchte offenbar die Beweggründe dieses Schrittes und konnte sie nicht finden.

„Darf ich hoffen, mein Herr, daß Ihre Absichten im Einklang mit der Bitte standen, die ich so eben an Sie gerichtet habe?“ fragte Frau von Billefort.

„Ja,“ machte der Greis.

„Dann entferne ich mich, zugleich dankbar und glücklich,“ sprach Frau von Billefort, grüßte Herrn Noirtier und verließ das Zimmer.

Noirtier ließ in der That schon am andern Tag den Notar kommen: das erste Testament wurde zerissen und ein anderes abgefaßt, in welchem er sein ganzes Vermögen Valentine unter der Bedingung vermachtete, daß man sie nicht von ihm trennen würde.

Einige Personen berechneten sodann, Erbin des Marquis und der Marquise von Saint-Meran und wieder in die Günst ihres Großvaters eingesetzt, hätte Fräulein von Billefort eines Tags eine Rente von dreimal hundert tausend Francs.

Während diese Heirath bei den Billefort abgebrochen wurde, hatte der Graf von Morcerf den Besuch von Monte Christo empfangen, und um Danglars seinen Eifer kundzugeben, zog jener seine große General-lieutenants-Uniform an, die er mit allen seinen Kreuzen hatte schmücken lassen, und befahl, seine besten Pferde anzuspannen.

So geschmückt, begab er sich in die Rue de la Chaussée d'Antin und ließ sich bei Danglars melden, der eben seinen Monatsabschluß berechnete.

Es war seit einiger Zeit nicht der Augenblick, in dem man den Banquier besuchen mußte, wenn man ihn in guter Laune finden wollte.

Bei dem Anblicke seines alten Freundes nahm Danglars seine majestätische Miene an und setzte sich viereckig in seinem Lehnstuhle zurecht. Sonst so steif, hatte Morcerf im Gegentheil eine lachende, freundliche Miene entlehnt; beinahe sicher, seiner Eröffnung würde ein guter Empfang zu Theil werden, ging er nicht diplomatisch zu Werke, sondern sprach, mit einem Schlage zum Ziele schreitend:

„Baron, hier bin ich. Seit geraumer Zeit drehen wir uns um das, was wir früher besprochen . . .“

Morcerf erwartete, er würde bei diesen Worten das Gesicht des Banquier, dessen Verdüsterung er seinem Stillschweigen zuschrieb, aufblühen sehen, aber dieses Gesicht wurde im Gegentheil, was beinahe unglaublich war, noch viel kälter und unempfindlicher.

Deßhalb hatte Morcerf mitten in seinem Satze angehalten.

„Was haben wir besprochen, mein Herr Graf?“ fragte der Banquier, als suchte er vergebens in seinem Geiste die Erklärung dessen, was der Graf sagen wollte.

„Oh! Sie sind ein Formenmann, mein lieber Herr,“ versetzte der Graf, „und Sie erinnern mich daran, daß das Ceremoniell nach allen Gebräuchen

beobachtet werden muß. Meiner Treue! sehr gut. Verzeihen Sie mir, da ich nur einen Sohn habe, und dies das erste Mal ist, daß ich an seine Verheirathung denke, so bin ich noch ein Lehrling hierin; wohl, ich unterwerfe mich."

Und Morcerf erhob sich mit einem gezwungenen Lächeln, machte eine tiefe Verbeugung vor Danglars und sprach zu ihm:

"Mein Herr Baron, ich habe die Ehre, Sie um die Hand von Fräulein Eugenie Danglars, Ihrer Tochter, für meinen Sohn, den Vicomte Albert von Morcerf zu bitten."

Doch statt diese Worte mit einem Wohlwollen aufzunehmen, das Morcerf von ihm hoffen durfte, runzelte Danglars die Stirne, setzte sich, ohne den Grafen, welcher stehen geblieben war, zum Sitzen einzuladen, und sprach:

"Mein Herr Graf, ehe ich Ihnen antworte, muß ich überlegen."

"Überlegen!" entgegnete Morcerf immer mehr erstaunt, "haben Sie seit den acht Jahren, da wir zum ersten Male von dieser Heirath sprachen, nicht Zeit gehabt, sich die Sache zu überlegen."

"Mein Herr Graf," sagte Danglars, "es fallen alle Tage Dinge vor, welche dahin wirken, daß eine Ueberlegung, die man bereits gemacht hat, wiederholt werden muß."

"Wie so?" fragte Morcerf, "ich begreife Sie nicht, Baron."

"Ich will damit sagen, mein Herr, daß seit vierzehn Tagen neue Umstände..."

"Erlauben Sie mir," versetzte Morcerf, "spielen wir Komödie?"

"Wie, Komödie?"

"Ja, wir wollen uns kategorisch erklären."

"Das kann mir nur lieb sein."

"Haben Sie Herrn von Monte Christo gesehen?"

Der Graf v. Monte Christo. V.

6

„Ich sehe ihn sehr häufig,“ antwortete Danglars, seinen Sabot schüttelnd, „er gehört zu meinen Freunden.“

„Wohl, bei einem seiner letzten Besuche in Ihrem Hause, sagten Sie ihm, ich scheine vergeßlich, unentschlossen, in Beziehung auf diese Heirath?“

„Das ist wahr.“

„Nun! hier bin ich. Ich bin weder vergeßlich, noch unentschlossen, wie Sie sehen, denn ich komme, um Sie aufzufordern, Ihr Versprechen zu halten.“

Danglars antwortete nicht.

„Haben Sie Ihre Ansichten so bald verändert?“ fügte Morcerf bei, „oder haben Sie mein Besuch nur hervorgerufen, um sich das Vergnügen zu machen, mich zu demüthigen?“

Danglars begriff, daß die Sache, wenn er das Gespräch in dem Tone, in dem er es angefangen, fortsetzen würde, eine schlimme Wendung für ihn nehmen könnte.

„Mein Herr Graf,“ sagte er, „Sie müssen mit vollem Rechte über meine Zurückhaltung erstaunt sein, glauben Sie mir, ich begreife dies und bin vor Allen darüber betrübt; seien Sie überzeugt, daß mir diese Zurückhaltung durch gebieterische Umstände vorgeschrieben wird.“

„Das sind Worte in die Luft gesprochen, mein lieber Herr, mit denen sich der Erste der Beste begnügen könnte; doch der Graf von Morcerf ist nicht der Erste der Beste, und wenn ein Mann wie ich einen andern Mann aufsucht, ihn an ein gegebenes Wort erinnert, und dieser Mann sein Wort nicht hält, so hat er wenigstens das Recht, auf der Stelle zu verlangen, daß man ihm einen vernünftigen Grund angibt.“

Danglars war feig, aber er wollte es nicht scheinen; von dem Tone von Morcerf gereizt, erwiderte er:

„Es fehlt mir auch nicht an einem vernünftigen Grunde.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß ich einen vernünftigen Grund habe, daß er aber schwer anzugeben ist.“

„Sie fühlen jedoch, mein Herr,“ entgegnete Morcerf, „daß ich mich nicht mit Ihrem Verschweigen abspeisen lassen werde; Eines aber ist mir bei alle dem sehr klar, nämlich daß Sie eine Verbindung mit mir aus schlagen.“

„Nein, mein Herr,“ sprach Danglars, „ich verschiebe nur meinen Entschluß auf Weiteres.“

„Doch Sie werden wohl nicht die Annahme haben, zu glauben, ich unterschreibe Ihre Launen und warte ruhig und demüthig auf die Rückkehr Ihrer Gunst?“

„Wenn Sie nicht warten können, mein Herr Graf, so wollen wir unsere Pläne als nicht geschehen betrachten.“

Der Graf biß sich bis auf das Blut in die Lippen, um den Ausbruch zurückzudrängen, zu dem ihn sein stolzer, reizbarer Charakter antrieb; da er jedoch begriff, die Lächerlichkeit wäre unter diesen Umständen auf seiner Seite, so ging er bereits auf die Thüre des Salon zu, besann sich aber bald wieder eines Andern und kehrte zurück.

Eine Wolke zog über seine Stirne hin, und ließ darauf, statt des beleidigten Stolzes, die Spur einer unbestimmten Unruhe.

„Mein lieber Herr Danglars,“ sprach er, „wir kennen uns seit langen Jahren und müssen folglich einige Schonung für einander haben. Sie sind mir eine Erklärung schuldig, und es ist doch das Wenigste, daß ich erfahre, welchem unglücklichen Ereigniß mein Sohn den Verlust Ihrer guten Absichten in Beziehung auf ihn zuzuschreiben hat.“

„Es betrifft den Vicomte nicht persönlich, mehr kann ich Ihnen nicht sagen, mein Herr,“ antwortete Danglars, der wieder frech wurde, seitdem er sah, daß Morcerf sich besänftigte.

„Und wen betrifft es denn persönlich?“ fragte mit

hebender Stimme Morcerf, dessen Stirne sich mit Blässe bedeckte.

Danglars, dem keines dieser Symptome entging, heftete auf ihn einen sichereren Blick, als er sonst zu thun pflegte, und sprach:

„Danken Sie mir, daß ich mich nicht näher erkläre.“

Ein ohne Zweifel von einem zurückgehaltenen Zorne herrührendes Nervenzittern schüttelte Morcerf, und er erwiederte mit einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst:

„Ich bin berechtigt, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen: haben Sie etwas gegen Frau von Morcerf? Ist mein Vermögen nicht hinreichend? Sind es meine Ansichten, welche, den Ihrigen entgegengesetzt...“

„Nichts von dem Allem, mein Herr,“ sagte Danglars; „ich wäre unentschuldig, denn ich habe mich, alles dies kennend, in die Sache eingelassen. Nein, suchen Sie nicht weiter, ich bin in der That beschämt, Sie diese Gewissensprüfung machen zu lassen; glauben Sie mir, bleiben wir hiebei stehen. Nehmen wir das in der Mitte liegende Wort Aufschub, was weder ein Bruch, noch eine bestimmte Verbindlichkeit ist. Mein Gott! nichts drängt. Meine Tochter ist siebenzehn Jahre alt, Ihr Sohn einundzwanzig. Während unseres Haltes schreitet die Zeit fort, sie führt die Ereignisse herbei, die Dinge, welche noch gestern dunkel schienen, sind heute vielleicht klar; zuweilen fallen mit einem Worte, zuweilen an einem Tage die grausamsten Verleumdungen.“

„Verleumdungen, haben Sie gesagt, mein Herr?“ rief Morcerf leichenbleich. „Man verleumdet mich also?“

„Mein Herr Graf, wir wollen uns nicht weiter erklären, sage ich.“

„Ich soll mich also ruhig dieser Weigerung unterwerfen?“

„Welche besonders für mich peinlich ist, mein Herr. Ja, peinlicher für mich, als für Sie, denn ich

rechnete auf die Ehre einer Verbindung mit Ihnen, und eine fehlgeschlagene Heirath schadet immer mehr der Braut, als dem Bräutigam."

"Es ist gut, mein Herr, sprechen wir nicht mehr davon," sagte Morcerf, und seine Handschuhe mit der größten Wuth zerknitternd verließ er das Zimmer.

Danglars bemerkte, daß es Morcerf nicht ein einziges Mal gewagt hatte, ihn zu fragen, ob er, Morcerf, die Ursache wäre, warum Danglars sein Wort zurücknahm.

Am Abend fand eine lange Besprechung mit mehreren Freunden statt, und Herr Cavalcanti, der sich beständig in dem Salon der Frauen aufgehalten hatte, ging zuletzt aus dem Hause des Banquier.

Als Danglars am andern Morgen erwachte, verlangte er nach den Zeitungen; man brachte sie ihm sogleich: er schob drei oder vier auf die Seite und nahm den *Impartial*.

Beauchamp war Redacteur dieser Zeitung.

Er brach rasch den Umschlag auf, öffnete ihn mit einer nervigen Hast, ging verächtlich über den Pariser Artikel weg und blieb, als er zu den verschiedenen Begebenheiten gelangte, mit einem lebhaften Lächeln bei einer kurzen Notiz stehen, welche mit den Worten anfang: Man schreibt uns von Janina . . .

"Gut," sprach er, nachdem er gelesen hatte, "das ist ein Artikelchen über den Obersten Fernandez, der mich aller Wahrscheinlichkeit nach der Mühe überheben wird, ihm Erläuterungen in Beziehung auf den Vicomte von Morcerf zu geben."

In demselben Augenblick, nämlich als es neun Uhr schlug, erschien Albert von Morcerf, schwarz gekleidet, methodisch geknöpft, der Gang bewegt, das Wort kurz, in dem Hause der Champs-Elysées.

"Der Herr Graf ist vor etwa einer halben Stunde ausgefahren," sagte der Concierge.

"Hat er Baptistin mitgenommen?" fragte Morcerf.

„Nein, mein Herr Vicomte.“

„Rufen Sie Baptistin, ich will mit ihm sprechen.“

Der Concierge holte den Kammerdiener und kam einen Augenblick nachher mit ihm zurück.

„Mein Freund,“ sagte Albert, „entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit, doch ich wollte Sie selbst fragen, ob Ihr Herr wirklich ausgegangen wäre?“

„Ja, Herr Vicomte,“ antwortete Baptistin.

„Auch für mich?“

„Ich weiß, wie glücklich mein Gebieter ist, den Herrn Vicomte zu empfangen, und würde mich wohl hüten, ihn mit einer allgemeinen Maßregel zu vermengen.“

„Sie haben Recht, denn ich muß ihn in einer sehr ernstlichen Angelegenheit sprechen. Glauben Sie, er dürfte lange nicht zurückkehren?“

„Nein, denn er hat sein Frühstück auf zehn Uhr bestellt.“

„Gut, ich werde einen Gang auf den Champs-Élysées machen und um zehn Uhr wieder hier sein; sagen Sie dem Herrn Grafen, wenn er vor mir zurückkehrt, ich bitte ihn, mich zu erwarten.“

„Seien Sie überzeugt, mein Herr, ich werde nicht verfehlen, dies zu thun.“

Albert ließ vor der Thüre des Grafen das Cabriolet, das er gemiethet hatte, und ging zu Fuß spazieren.

Als er an der Allée des Beuves vorüber kam, glaubte er die Pferde des Grafen zu erkennen, welche vor der Thüre der Schießstätte von Goffet standen; er näherte sich, und nachdem er die Pferde erkannt, erkannte er auch den Kutscher.

„Ist der Herr Graf in der Schießstätte?“ fragte er diesen.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Kutscher.

Es hatten sich wirklich mehrere regelmäßige Schüsse

hörbar gemacht, seitdem sich Morcerf in der Gegend der Schießstätte befand.

Er trat ein.

In dem kleinen Garten stand der Aufwärter.

„Verzeihen Sie,“ sagte dieser, „der Herr Vicomte wird wohl die Gefälligkeit haben, einen Augenblick zu warten.“

„Warum dies, Philipp?“ fragte Albert, der, ein Stammgast, über dieses Hinderniß staunte, das er nicht begreifen konnte.

„Weil der Herr, der sich in diesem Augenblick übt, die Schießstätte für sich allein nimmt und nie vor irgend Jemand schießt.“

„Nicht einmal vor Ihnen, Philipp?“

„Sie sehen, ich bin vor der Thüre meiner Loge.“

„Wer ladet ihm seine Pistolen?“

„Sein Diener.“

„Ein Nubier?“

„Ein Neger.“

„So ist es.“

„Sie kennen diesen Herrn?“

„Ich komme, um ihn zu holen; er ist mein Freund.“

„Ah! dann ist es etwas Anderes. Ich will hineingehen und ihn benachrichtigen.“

Und durch seine eigene Neugierde angetrieben, trat Philipp in die Bretterhütte.

Eine Sekunde nachher erschien Monte Christo auf der Schwelle.

„Verzeihen Sie, mein lieber Graf, daß ich Sie bis hierher verfolge,“ sprach Albert; „doch ich muß Ihnen vor Allem sagen, daß es nicht der Fehler Ihrer Leute ist, und daß ich allein indiscret bin. Ich begab mich zu Ihnen; man sagte mir, Sie wären auf einer Spaziersfahrt begriffen, würden jedoch um zehn Uhr zum Frühstück zurückkehren. Ich ging, zehn Uhr abwartend, ebenfalls spazieren und erblickte hierbei Ihre Pferde und Ihren Wagen.“

„Was Sie mir sagen, gewährt mir die Hoffnung, daß Sie kommen, um mit mir zu frühstücken.“

„Nein, ich danke, es handelt sich zu dieser Stunde nicht um ein Frühstück: vielleicht frühstücken wir später, doch, bei Gott! in schlechter Gesellschaft.“

„Was Teufels erzählen Sie mir da?“

„Mein Lieber, ich schlage mich heute.“

„Sie? und warum?“

„Bei Gott! um mich zu schlagen.“

„Ja, ich höre wohl; doch aus welcher Ursache? Sie begreifen, man schlägt sich nicht aller möglicher Dinge wegen.“

„Der Ehre wegen.“

„Ah! das ist ernst!“

„So ernst, daß ich komme, um Sie zu bitten, mir einen Dienst zu leisten.“

„Welchen?“

„Mein Zeuge zu sein.“

„Dann ist es eine Sache von Belang; wir wollen nicht mehr hier davon sprechen, sondern nach Hause zurückkehren. Ali, gib mir Wasser.“

Der Graf schlug seine Aermel zurück und ging in das kleine Vorhaus vor der Schießstätte, wo die Schützen sich die Hände zu waschen pflegen.

„Treten Sie doch ein, Herr Vicomte,“ sagte Philipp ganz leise, „Sie werden etwas Komisches sehen.“

Morceref trat ein. Statt der Plättchen waren Spielkarten an der Wand befestigt.

Morceref glaubte aus der Ferne, es wäre ein völliges Spiel, denn er sah Karten vom Aß bis zum Zehner.

„Ah! Ah!“ sprach Albert, „Sie waren eben daran, Piquet zu spielen.“

„Nein,“ sagte der Graf, „ich war damit beschäftigt, ein Kartenspiel zu machen.“

„Wie dies?“

„Ja, es sind Afse und Zweier, was Sie dort sehen, nur haben meine Kugeln Dreier, Fünfer, Siebener, Achter, Neuner und Zehner daraus gemacht.“

Albert näherte sich.

Die Kugeln hatten wirklich mit vollkommen genauen Linien und in vollkommen gleichen Entfernungen die fehlenden Zeichen ersetzt und das Kartenpapier an den Stellen durchlöchert, wo es hätte bemalt sein sollen.

Als Morcerf auf die Scheibe zuging, hob er überdies noch ein paar Schwalben auf, welche die Unflughheit gehabt hatten, im Bereiche der Pistolen des Grafen vorüberzuziehen, und von diesem geschossen worden waren.

„Teufel!“ rief Morcerf.

„Was wollen Sie, lieber Vicomte?“ sagte Monte Christo, die Hände an einem von Ali herbeigebrachten Leintuche abtrocknend, „ich muß wohl meine müßigen Augenblicke ausfüllen; doch kommen Sie, wir wollen gehen.“

Beide stiegen in das Coupé von Monte Christo, das sie in wenigen Augenblicken vor die Thüre von No. 30 brachte.

Monte Christo führte Morcerf in sein Cabinet und bezeichnete ihm einen Stuhl. Beide setzten sich.

„Nun lassen Sie uns ruhig plaudern,“ sprach der Graf.

„Sie sehen, ich bin vollkommen ruhig.“

„Mit wem wollen Sie sich schlagen?“

„Mit Beauchamp.“

„Mit einem Ihrer Freunde?“

„Man schlägt sich stets mit Freunden.“

„Es bedarf aber wenigstens eines Grundes.“

„Ich habe einen.“

„Was hat er gethan?“

„In seiner Zeitung von gestern Abend... doch nehmen Sie, lesen Sie.“

Alli reichte Monte Christo eine Zeitung und dieser las folgende Worte:

„Man schreibt uns aus Janina:

„Eine bis jetzt unbekante, oder doch wenigstens nicht veröffentlichte Thatsache ist uns zur Kenntniß gekommen; die Schlösser, welche die Stadt beschützen, wurden den Türken durch einen französischen Officier übergeben, in welchen Alli Tependelini sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte: er hieß Fernand.“

„Nun?“ fragte Monte Christo, „was sehen Sie darin so Aergersliches für Sie?“

„Was ich darin sehe!“

„Ja. Was geht es Sie an, daß die Schlösser von Janina durch einen Officier Namens Fernand übergeben worden sind?“

„Es geht mich viel an, daß mein Vater, der Graf von Morcerf, Fernand mit seinem Taufnamen heißt.“

„Und Ihr Vater diente Alli Pascha?“

„Das heißt, er kämpfte für die Unabhängigkeit der Griechen; darin liegt die Verleumdung.“

„Ei! mein lieber Vicomte, lassen Sie uns vernünftig sprechen.“

„Das will ich ja gerade.“

„Sagen Sie mir ein wenig, wer Teufels weiß in Frankreich, daß der Officier Fernand einer und derselbe Mann ist, wie der Graf von Morcerf, und wer kümmert sich zu dieser Stunde um Janina, das 1822 oder 1823, glaube ich, genommen wurde?“

„Das ist eben die Schändlichkeit: man läßt Zeit darüber hingehen und kommt heute auf vergessene Ereignisse zurück, um einen Scandal daraus hervorgehen zu machen, der eine hohe Stellung zu trüben vermag. Ich, der Erbe des väterlichen Namens, will nicht, daß über diesem Namen auch nur der Schatten eines Zweifels schwebt. Ich werde zu Beauchamp, dessen Zeitung diese Note veröffentlicht hat, zwei Zeugen schicken, und er wird sie widerrufen.“

„Beauchamp wird nichts widerrufen.“

„Dann schlagen wir uns.“

„Nein, Sie werden sich nicht schlagen, denn er wird Ihnen antworten, es habe in der griechischen Armee vielleicht fünfzig Officiere Namens Fernand gegeben.“

„Wir werden uns trotz dieser Antwort schlagen. Oh! es ist mein unabänderlicher Wille, daß dieses verschwinde... Mein Vater, ein so edler Soldat, eine so erhabene Laufbahn...“

„Oder er wird in seine Zeitung einrücken: wir müssen aus Gründen glauben, daß dieser Fernand mit dem Herrn Grafen von Morcerf, dessen Taufname ebenfalls Fernand ist, nichts gemein hat.“

„Ich muß einen vollständigen, unbeschränkten Widerruf haben, und werde mich nicht hiemit begnügen.“

„Sie schicken ihm also Zeugen?“

„Ja.“

„Sie haben Unrecht.“

„Das heißt, Sie verweigern mir den Dienst, den ich von Ihnen verlange?“

„Ah! Sie kennen meine Theorie in Beziehung auf das Duell; ich habe Ihnen, wie Sie sich vielleicht erinnern, mein Glaubensbekenntniß hierüber in Rom abgelegt.“

„Und dennoch, mein lieber Graf, habe ich Sie diesen Morgen, so eben, bei einer Beschäftigung gefunden, welche wenig mit dieser Theorie im Einklange steht.“

„Mein lieber Freund, Sie begreifen, man muß nie ausschließend sein. Wenn man mit den Narren lebt, so muß man seine Wahnsinnslehre durchmachen; jeden Augenblick kann irgend ein verbranntes Gehirn, das nicht mehr Ursache hat, mit mir Streit zu suchen, als Sie bei Beauchamp, wegen der ersten der besten Erbärmlichkeit zu mir kommen, oder mir Zeugen schicken,

oder mich an einem öffentlichen Orte beleidigen: nun wohl! dieses verbrannte Gehirn muß ich tödten."

"Sie geben also zu, daß Sie sich selbst schlagen würden?"

"Bei Gott! ganz gewiß."

"Warum soll ich mich dann nicht schlagen?"

"Ich sage durchaus nicht, Sie sollen sich nicht schlagen, ich sage nur, das Duell sei eine ernste Sache, die man überlegen müsse."

"Hat er es überlegt, als er meinen Vater beschimpfte?"

"Wenn er es nicht überlegt hat und dies Ihnen zugesteht, so müssen Sie ihm nicht grollen."

"Oh! mein lieber Graf, Sie sind viel zu nachsichtig!"

"Und Sie viel zu streng. Sehen Sie, ich setze voraus . . . hören Sie wohl; ich setze voraus . . . Aergern Sie sich nicht über das, was ich Ihnen sagen werde."

"Ich höre."

"Ich setze voraus, die angegebene Sache sei wahr."

"Ein Sohn darf eine solche Voraussetzung über die Ehre seines Vaters nicht zugeben."

"Ei, mein Gott! wir leben in einer Zeit, wo man so viele Dinge zugibt."

"Das ist gerade die Schmach dieser Zeit."

"Haben Sie vielleicht die Anmaßung, sie reformiren zu wollen?"

"Ja, in Beziehung auf das, was mich betrifft."

"Mein Gott, welch ein Rigorist sind Sie doch, lieber Freund!"

"So bin ich nun einmal."

"Sind Sie unzugänglich für gute Rathschläge?"

"Nein, wenn Sie von einem Freunde kommen."

"Halten Sie mich für Ihren Freund?"

"Ja."

„Nun wohl, so erkundigen Sie sich, ehe Sie Ihre Zeugen zu Beauchamp schicken.“

„Bei wem?“

„Bei Hayde zum Beispiel.“

„Warum eine Frau in diese ganze Geschichte mischen? Was kann sie dabei thun?“

„Ihnen erklären, daß Ihr Vater keinen Antheil an der Niederlage oder an dem Tode des ihrigen hat, oder Ihnen über diesen Gegenstand Licht geben. Hätte Ihr Vater zufälliger Weise das Unglück gehabt . . .“

„Ich sagte Ihnen bereits, mein lieber Graf, ich könnte eine solche Voraussetzung nicht zugeben.“

„Sie schlagen dieses Mittel also aus?“

„Ich schlage es aus.“

„Ganz und gar?“

„Ganz und gar.“

„Dann einen letzten Rath.“

„Es sei! doch den letzten.“

„Wollen Sie ihn nicht?“

„Im Gegentheil, ich bitte Sie darum.“

„Schicken Sie keine Zeugen zu Beauchamp.“

„Erklären Sie sich.“

„Allerdings; wenn Beauchamp geneigt ist, zu widerrufen, so muß man ihm das Verdienst des guten Willens lassen, und der Widerruf wird darum nicht minder gemacht sein. Weigert er sich im Gegentheil, so ist es immer noch Zeit, zwei Fremde in das Geheimniß zu ziehen.“

„Es werden keine zwei Fremde, sondern zwei Freunde sein.“

„Die Freunde von heute sind die Feinde von morgen!“

„Ah! zum Beispiel?“

„Beauchamp zum Beispiel.“

„Also . . .“

„Also empfehle ich Ihnen Klugheit.“

„Sie glauben somit, ich sollte Beauchamp selbst auffuchen?“

„Ja.“

„Allein?“

„Allein. Wenn man etwas von der Eitelkeit eines Menschen erhalten will, so muß man diese Eitelkeit bis zum Scheine eines Zwanges schonen.“

„Ich glaube, Sie haben Recht.“

„Ah, das ist ein Glück!“

„Ich werde allein gehen.“

„Gehen Sie; doch Sie würden am Ende besser daran thun, gar nicht zu gehen.“

„Das ist unmöglich.“

„Machen Sie es also auf diese Art; dies wird immerhin besser sein, als das, was Sie thun wollten.“

„Doch lassen Sie hören: wenn trotz meiner Vorsichtsmaßregeln, trotz meines Verfahrens ein Duell entsteht, werden Sie mir als Zeuge dienen?“

„Nein, lieber Vicomte,“ entgegnete Monte Christo, „Sie konnten sehen, daß ich geeigneten Ortes und zu geeigneter Zeit stets Ihnen zu Diensten bereitwillig und ergeben war; doch der Dienst, den Sie heute von mir verlangen, liegt außerhalb des Kreises von denjenigen, welchen ich Ihnen zu leisten im Stande bin.“

„Warum?“

„Sie werden es vielleicht eines Tages erfahren.“

„Doch mittlerweile?“

„Bitte ich Sie um Nachsicht für ein Geheimniß.“

„Es ist gut. Ich nehme Franz und Chateau-Renaud.“

„Nehmen Sie Franz und Chateau-Renaud, das wird vortrefflich sein.“

„Doch wenn ich mich schlage, geben Sie mir wenigstens eine Lection im Degen oder in der Pistole.“

„Nein, das ist abermals unmöglich.“

„Sonderbarer Mann! Sie wollen sich also in nichts mischen?“

„Durchaus in nichts.“

„So sprechen wir nicht mehr davon. Gott befohlen, Graf.“

„Gott befohlen, Vicomte.“

Morcerf nahm seinen Hut und ging.

Vor der Thüre fand er sein Cabriolet, und seinen Zorn so gut als möglich bewältigend, ließ er sich zu Beauchamp führen; Beauchamp war in seinem Zeitungsbureau.

Albert fuhr eben dahin.

Beauchamp saß in einem düsteren, bestaubten Bureau, wie es im Grunde alle Zeitungsbureaux sind.

Man meldete ihm Albert von Morcerf.

Er ließ sich die Meldung zweimal wiederholen; dann rief er, obgleich immer noch schlecht überzeugt: „Herein!“

Albert erschien.

Beauchamp stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus, als er seinen Freund über die Papierstöße steigen und mit schlecht geübtem Fuße auf die Zeitungen von allen Größen treten sah, welche nicht nur auf dem Parquet, sondern auch auf dem roth angestrichenen Boden seines Bureau zerstreut umher lagen.

„Hierdurch, hierdurch, mein lieber Albert!“ sagte er, dem jungen Manne die Hand reichend; „was Teufels bringt Sie zu mir? Haben Sie sich verirrt wie der kleine Däumling, oder wollen Sie ganz einfach mit mir frühstücken? Suchen Sie einen Stuhl zu bekommen; halt, dort, neben dem Geranium, das mich allein hier daran erinnert, daß es auf der Welt Blätter gibt, welche keine Papierblätter sind.“

„Beauchamp,“ erwiederte Albert, „ich komme, um über Ihr Journal mit Ihnen zu sprechen.“

„Sie, Morcerf? Was wünschen Sie?“

„Ich verlange eine Berichtigung.“

„Sie, eine Berichtigung! Worüber, Albert? Aber setzen Sie sich doch.“

„Ich danke,“ erwiderte Albert zum zweiten Male mit einem leichten Zeichen des Kopfes.

„Erklären Sie sich.“

„Eine Berichtigung über eine Thatsache, welche die Ehre eines Mitglieds meiner Familie angreift.“

„Gehen Sie doch!“ rief Beauchamp erstaunt; „was für eine Thatsache? Das kann nicht sein.“

„Die Thatsache, welche man Ihnen von Janina mitgetheilt hat.“

„Von Janina?“

„Ja, von Janina. Wahrlich, Sie sehen aus, als ob Sie nicht wüßten, was mich hierher führt.“

„Bei meiner Ehre!... Baptiste, eine Zeitung von gestern!“ rief Beauchamp.

„Es ist nicht nöthig, ich bringe Ihnen die meinige.“
Beauchamp las unvernehmlich:

„Man schreibt uns von Janina, u. s. w.“

„Sie begreifen, die Sache ist ernster Natur,“ sprach Morcerf, als Beauchamp geendigt hatte.

„Dieser Officier ist also Ihr Verwandter?“ fragte der Journalist.

„Ja,“ antwortete Albert erröthend.

„Nun, was soll ich thun, um Ihnen angenehm zu sein?“ sagte Beauchamp mit weichem, freundlichem Tone.

„Es wäre mir sehr lieb, Beauchamp, wenn Sie diese Sache widerrufen würden.“

Beauchamp schaute Albert mit einer Aufmerksamkeit an, welche offenbar viel Wohlwollen bezeichnete, und erwiderte sodann:

„Hören Sie, das wird uns Anlaß zu einem langen Gespräche geben, denn es ist immer etwas Ernstes um einen Widerruf. Setzen Sie sich, ich will diese paar Zeilen noch einmal lesen.“

Albert setzte sich, und Beauchamp las die von seinem Freunde angeschuldigten Zeilen noch aufmerksamer, als das erste Mal.

„Nun, Sie sehen,“ sprach Albert mit Festigkeit, ja

fogar mit Härte, „Sie sehen, man hat in Ihrer Zeitung ein Mitglied meiner Familie beleidigt, und ich will einen Widerruf.“

„Sie . . . wollen . . .“

„Ja, ich will.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie durchaus nicht parlamentarisch sind, mein lieber Vicomte.“

„Ich will es nicht sein,“ erwiderte der junge Mann aufstehend; „ich verfolge den Widerruf einer Sache, die Sie gestern veröffentlicht haben, und ich werde ihn erhalten. Sie sind mein Freund,“ fuhr Albert mit gepreßten Lippen fort, als er sah, daß Beauchamp seinerseits das Haupt verächtlich zu erheben anfing, „Sie sind mein Freund, und als solcher kennen Sie mich hoffentlich hinreichend, um meine Hartnäckigkeit unter solchen Umständen zu begreifen.“

„Bin ich Ihr Freund, Morcerf, so werden Sie durch Worte, wie ich sie so eben gehört, am Ende machen, daß ich es vergesse . . . Doch ärgern wir uns nicht, oder wenigstens noch nicht. . . Sie sind unruhig, gereizt, aufgebracht. . . Sprechen Sie, wer ist der Verwandte, den man Fernand nennt?“

„Es ist ganz einfach mein Vater, Herr Fernand Mondego, Graf von Morcerf, ein alter Militär, der zwanzig Schlachten gesehen, und dessen edle Narben man nun gern mit dem aus einer Gasse gesammelten Rothe bedecken möchte.“

„Ihr Vater!“ rief Beauchamp, „dann ist es etwas Anderes; ich begreife Ihre Entrüstung, mein lieber Albert. . . Lesen wir abermals. . .“

Und er las die Note auf jedes Wort einen Nachdruck legend.

„Aber wo sehen Sie, daß der Fernand dieser Zeitung Ihr Vater ist?“ fragte Beauchamp.

„Nirgends, ich weiß es wohl, aber Andere werden es sehen. Deshalb will ich, daß die Sache widerrufen wird.“

Bei den Worten will ich schlug Beauchamp die Augen zu Morcerf auf, senkte sie aber sogleich wieder und blieb einige Sekunden nachdenkend.

„Nicht wahr, Sie werden diese Note widerrufen,“ wiederholte Morcerf mit wachsendem, jedoch zusammengeprägtem Zorn.

„Ja,“ sprach Beauchamp.

„Dann ist es gut!“ rief Albert.

„Doch erst, wenn ich mich überzeugt habe, daß die Angabe falsch ist.“

„Wie!“

„Ja, die Sache verdient wohl, aufgeklärt zu werden, und ich werde sie aufklären.“

„Aber was finden Sie denn daran aufzuklären?“ versetzte Albert ganz außer sich. „Wenn Sie nicht glauben, daß es mein Vater ist, so sagen Sie es auf der Stelle; glauben Sie, daß er es ist, so geben Sie mir Rechenschaft von dieser Meinung.“

Beauchamp schaute Albert mit jenem ihm eigenthümlichen Lächeln an, das die Nuance aller Leidenschaften auszudrücken vermochte.

„Mein Herr,“ erwiderte er, „wenn Sie gekommen sind, um Rechenschaft von mir zu verlangen, so hätten Sie nicht von Freundschaft und anderen müßigen Dingen sprechen sollen, wie ich sie seit einer halben Stunde anzuhören die Geduld habe. Beliebt es Ihnen nunmehr auf diesem Terrain mit mir fortzuschreiten?“

„Ja, wenn Sie die heillose Verleumdung nicht widerrufen!“

„Einen Augenblick Geduld, keine Drohungen, wenn es gefällig ist, Herr Fernand Mondego, Vicomte von Morcerf, ich dulde sie nicht von meinen Feinden, und noch viel weniger von meinen Freunden. Sie wollen also, daß ich die Behauptung über den General Fernand, an der ich bei meinen Ehrenworte keinen Antheil genommen habe, widerrufe?“

„Ja, ich will es!“ sprach Albert, dessen Kopf sich zu verwirren anfing.

„Sonst werden wir uns schlagen?“ fuhr Beauchamp mit derselben Ruhe fort.

„Ja,“ erwiderte Albert, die Stimme erhebend.

„Wohl! hören Sie meine Antwort, mein lieber Herr: diese Behauptung ist nicht von mir eingerückt worden, ich kannte sie nicht; doch Sie haben durch Ihren Schritt meine Aufmerksamkeit auf die Thatsache gelenkt und sie klammert sich daran an; die Sache wird also bestehen, bis sie irgend Jemand mit Fug und Recht widerlegt oder bestätigt hat.“

„Mein Herr,“ sprach Albert aufstehend, „ich werde die Ehre haben, Ihnen meine Zeugen zu schicken; Sie werden sich mit Ihnen über den Ort und die Waffen besprechen.“

„Sehr gut, mein lieber Herr!“

„Und diesen Abend, wenn es Ihnen beliebt, oder morgen spätestens treffen wir uns.“

„Nein! nein! ich werde mich auf dem Plage einfinden, wann es sein muß, doch meiner Ansicht nach (ich bin berechtigt, sie auszusprechen, weil ich die Ausforderung erhalten habe), doch meiner Ansicht nach, sage ich, ist die Stunde noch nicht gekommen. Ich weiß, daß Sie sehr gut den Degen handhaben, ich verstehe ziemlich gut damit umzugehen; ich weiß, daß Sie unter sechsmal dreimal in das Schwarze treffen, das ist ungefähr auch meine Stärke; ich weiß, daß ein Duell unter uns ein ernstes Duell sein wird, weil Sie muthig sind . . . und ich es auch bin. Ich will mich also nicht der Gefahr aussetzen, Sie zu tödten oder von Ihnen ohne Ursache getödtet zu werden. Ich will ebenfalls die Frage stellen, und zwar auf eine kategorische Weise:

„Liegt Ihnen so viel an diesem Widerruf, daß Sie mich tödten werden, wenn ich ihn nicht thue, obgleich ich Ihnen gesagt habe, obgleich ich wiederhole, obgleich ich Sie auf mein Ehrenwort versichere, daß ich nichts

von der Sache wußte, obgleich ich Ihnen endlich erkläre, daß es jedem Andern als einem Don Japhet, wie Sie, unmöglich ist, den Herrn Grafen von Morcerf unter dem Namen Fernand zu errathen?"

„Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe.“

„Wohl, mein lieber Herr, ich willige ein, mich mit Ihnen zu schlagen, doch ich verlange drei Wochen hiezu; in drei Wochen kommen wir zusammen, und ich sage Ihnen: Ja, die Behauptung ist falsch und ich widerrufe sie, oder: Ja, die Sache ist wahr, und ich ziehe nach Ihrer Wahl den Degen aus der Scheide, oder ich nehme die Pistolen aus dem Kasten.“

„Drei Wochen,“ rief Albert, „drei Wochen sind drei Jahrhunderte, während deren ich entehrt bin!“

„Wären Sie mein Freund geblieben, so hätte ich gesagt: Geduld, Freund; Sie haben sich zu meinem Feinde gemacht, und ich sage Ihnen: Was ist mir daran gelegen, mein Herr!“

„Wohl, es sei, in drei Wochen!“ rief Morcerf. „Doch bedenken Sie, in drei Wochen kann Sie weder ein Aufschub, noch eine Ausflucht mehr frei machen. . .“

„Herr Albert von Morcerf,“ sagte Beauchamp ebenfalls aufstehend, „ich kann Sie erst in drei Wochen, das heißt in ein und zwanzig Tagen, zum Fenster hinauswerfen, und Sie sind erst zu dieser Zeit berechtigt, mir den Kopf zu spalten. Wir haben heute den 29. August, am 21. September also. Bis dahin, glauben Sie mir, ich gebe Ihnen den Rath eines Ehrenmannes, bis dahin ersparen wir uns alles Gebelle zweier in einer Entfernung von einander an der Kette liegender Docken.“

Hiernach grüßte Beauchamp den jungen Mann mit ernstester Miene und ging in seine Druckerei.

Albert rächte sich an einem Haufen Zeitungen, die er mit großen Schlägen seines Spazierstockes zerstreute, und entfernte sich sodann, jedoch nicht, ohne sich wiederholt nach der Thüre der Druckerei umzuwenden.

Während Albert das Vordertheil seines Cabriolet peitschte, wie er die unschuldigen geschwärzten Papiere gepeitscht hatte, welche eben so wenig für seinen Zorn verantwortlich waren, erblickte er über das Boulevard fahrend Morrel, der, die Nase im Winde, mit regem Auge und losen Armen, von der Porte = Saint = Martin herkommend und in der Richtung der Madeleine fortschreitend, an den chinesischen Bädern vorüberging.

„Ah!“ sagte er seufzend, „das ist ein glücklicher Mensch.“

Zufällig täuschte er sich nicht.

Fünftes Kapitel.

Die Limonade.

Morrel war wirklich sehr glücklich.

Herr Noirtier hatte nach ihm geschickt, und es drängte ihn so sehr, die Ursache hievon zu erfahren, daß er nicht einmal ein Cabriolet nahm, denn er traute viel mehr seinen zwei Beinen, als den vier Beinen eines Fiacrepferdes; er war also in größter Eile von der Rue Meslay weggelaufen, und begab sich nach dem Faubourg Saint = Honoré.

Morrel marschirte im gymnastischen Schritte, und der arme Barrois folgte ihm so gut er konnte. Morrel war einunddreißig Jahre alt, Barrois sechzig; Morrel war liebestrunken, Barrois durch die große Hitze angegriffen. So durch die Interessen und das Alter getheilt, glichen diese zwei Männer zwei Linien, welche ein